

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 1

Artikel: Alaska-Gold

Autor: Droonberg, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alaska-Gold

1.

Die Goldstadt an der Klondike-Mündung.

Die Rauchschleppe des letzten diesjährigen Dampfers von Dawson City nach dem Süden war am westlichen Horizonte verschwunden. Aufgesogen von dem grauen Dunst, der dort auf den breiten Wassern des Yukon lag und die Horizontlinie völlig verwischte.

Herbert Escher, der, fast ohne es zu wissen, dem Dampfer nachgebliebt, auch nachdem dieser schon längst seinem Gesichtskreise entchwunden war, kehrte endlich der Landungsbrücke den Rücken und wandte sich der Stadt zu. Der Stadt, die in weniger als einem Jahre aus ein paar Dutzend armseliger Blockhäusern in das Leben einer Goldsucherstadt gesprungen war, das jetzt in ihren Straßen und noch mehr in ihren Vergnügungsstätten pulste.

Jetzt war sie abgeschnitten von der Außenwelt, diese Stadt an der Mündung des Klondike in den Yukon, abgeschnitten für acht lange Monate. Nur die Flußboote, die den Verkehr zwischen den zahlreichen an den Ufern des mächtigen Stromes emporgeschossenen Ortschaften und Landungsstellen für die Wege nach den Goldfeldern im Innern vermittelten, würden ihren Dienst noch versehen, bis der Winter, der furchterliche Winter dieses Nordlandes, seine meterdicke Eisdecke auf den Strom legte. Nach der Außenwelt zu gelangen war von jetzt ab keine Möglichkeit mehr, denn bevor ein Schiff nach der langen Stromreise den an der Mündung des Yukon gelegenen Seehafen St. Michaels erreichte, würde die Navigation im Beringmeer durch ungeheure Felder von Packeis gesperrt sein.

Escher mußte ein unbehagliches Gefühl niederkämpfen, als er jetzt langsam an dem Flußufer entlang schritt und die lärmenden Szenen des tollsten Lebens und Treibens vor sich sah, die die Ankunft von Tausenden goldhungriger Cheechacos*) tagtäglich hier immer wieder neu gestaltete. Er wollte sich nicht eingestehen, daß er sich plötzlich elend einsam fühlte, ohne seine Freunde, die das Schiff dort, dem er so lange nachgeschaut, jetzt nach dem Süden trug. Davy Evans, der König des Klondike-Distrikts, der aber schon längst, das heißt seit Monaten, kein Alleinherrcher mehr hier gewesen war. Andere Könige waren neben ihm entstanden, niemand wußte wie, oder kümmerte sich darum. Man rannte nur immer gegen ihre Macht an bei allem, was man zu unternehmen im Begriff stand. Sie waren auch meist nicht mehr Einzelperson, denn das Vermögen des einzelnen reichte dazu schon nicht mehr aus. Es waren Gesellschaften mit unbeschränktem Kapital, gestützt von Finanzleuten an den Börsen von New York, Chicago und London, die ihre Hand auf alles legten, das namhaften Gewinn versprach.

Aber er hatte Evans ja auch gar nicht als König, sondern als Menschen geachtet. Als das Vorbild des energischen, zielbewußten, willensstarken Mannes. Diese Eigenschaften galten ihm als zu erstrebenswert für seinen eigenen bei seiner Jugend doch noch zu wenig ausgereiften Charakter, um sie bei dem andern nicht zu schäzen. Freilich ohne die Rücksichtslosigkeit, die der Amerikaner damit verband.

Aber warum denn nicht ehrlich sein gegen sich selbst. Davy Evans mochte ihm immer Vorbild sein für seine weitere Entwicklung, aber es war doch nicht das Scheiden

*) Cheechako = Neuling, Grünhorn. Das Wort stammt aus der Indianersprache.

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

1

von ihm, das jetzt dieses niederträchtig wehe Gefühl in ihm erzeugte. Das galt allein dem Mädchen, das zugleich mit Evans und seiner jungen Frau von ihm gegangen war, Eileen Malony.

Er hätte es ja verhindern können. Vielen wäre es als ein beneidenswerter Glücksfall erschienen, der Mann einer reichen Frau zu werden. Aber zu diesen gehörte er eben nicht. Er wollte sich selbst zum Manne machen. Das verlangte sein Stolz. Und auch Eileen, selbst wenn ihr das niemals klar zum Bewußtsein kam, würde in ihrem tiefsten Innern, als Frau, doch nur einen Mann achten können, der sich selbst zu einem solchen gemacht.

Nachdem er sich so seinen Entschluß gewissermaßen in Gedanken noch einmal bestätigt hatte, schenkte er den Dingen um sich her wieder volle Aufmerksamkeit.

Die Stadt bestand in der Hauptstraße nur aus einer am Stromufer entlanglaufenden Straße, und diese war dicht mit Menschen gefüllt. Sie lehnten in den Zugängen oder auch Ladentüren der seltsamsten und verschiedensten Bauwerke, die man wohl jemals in einer Straße vereinigt gesehen hat, oder drängten sich gegenseitig von den erhöhten Seitenstegen aus Holzplanken hinunter in den aufgeweichten Lehmboden.

Ein großes Zelt an der Ecke einer kurzen Querstraße diente als Minenbörse, ein großer Schuppen als Tanzhalle. Kleine Blockhäuser lehnten sich dreist und unbekümmert an stattliche, dreistöckige Hotels. Hinter der Hauptstraße lag das Rote-Licht-Viertel und hinter diesem wieder ein großer moskitoverseuchter Sumpf.

Die Menschenmenge in den Straßen zeigte dasselbe bunte Durcheinander, dieselbe Verschiedenheit. Die meisten von ihnen waren große bartige Männer. Hier das volle, rote Gesicht eines Salonsäfers unter ihnen, dort das hagere, aschgraue und verlebte eines Spielhalters. Das Spiel war verboten, ebenso wie das Waffenträgen, aber niemand kümmerte sich um das Verbot. Auch Frauen waren zu sehen. Selbstbewußt, dreist, rauschend in leidenden Gewändern und eine Wolke von Patschuli- oder Moschusduft um sich verbreitend.

Die flache Strecke am Ufer und die Anhöhen drüber auf der andern Seite des Yukon an den beiden Ufern des Klondike waren wie ein Heerlager mit Zelten besetzt. Wer sich eilig zwischen ihnen hindurchwinden wollte, geriet immer in Gefahr, über ausgespannte Leinen und Pflöde zu stürzen.

Jede nachkommende Gruppe von Abenteurern mußte ihre Zelte immer weiter draußen aufzuschlagen. Und jede Stunde brachte neue von ihnen.

Am Ufer lagen die Boote fünf Reihen tief in der lebhaften Strömung. Scows, die großen Lastboote, waren auf den Ufersand gezogen und dienten den Eigentümern als Wohnung. Tausend Dosen verbreiteten den Geruch von Bohnen und Spez. Überall Leben, Bewegung, Flüche, Gelächter.

Eben legte wieder ein Boot mit Neuankömmlingen ganz in Eschers Nähe an. Zwei junge Leute, die anscheinend müßig hier herumlungerten, traten an sie heran.

„Well, boys, wie sieht's mit dem Golde hier aus?“ fragte einer der Neuangekommenen, indem er ans Ufer sprang.

Mit einem Ausdruck geringsschätzigen Mitleids und nachdem er einen Strahl braunen Tabaksaftes zielgerecht auf eine kleine, eilig über den Sand kriechende Krabbe gespritzt hatte, entgegnete der eine von ihnen:

„Ihr Cheechakos tut am besten, gleich wieder nach Hause zu gehen. Es gibt hier keinen Fußbreit Boden mehr zu belegen. Schon seit Monaten nicht mehr. Was noch übrig ist, ist alles Sumpf. Und wenn ihr etwa denkt Arbeit zu finden, — well, hier sind zehn Mann für jeden Handgriff. Die ganze Sache ist verdammt Schwundel.“

Der Mann hatte nicht so ganz unrecht. Und doch war der Strom und die Seen, die seinen Oberlauf bildeten, noch für Hunderte von Meilen mit den Booten weiterer Tausende von Neuankömmlingen bedeckt. Und hinter ihnen quälten sich Tausende und Tausende anderer durch Sumpfe und Moräste, gefoltert bis zum Wahnsinn von Moskitoschwärmen, leuchtend und schwankend unter der Last ihrer Ausrüstung, aber unbesiegbar in ihrer Zuversicht und ihrer Entschlossenheit, das Goldland zu erreichen, koste es, was es wolle. Erkommene Pässe und trieben auf Flößen und in roh zusammengezimmerten Booten durch Stromschnellen, versanken in ihren Strudeln und verrotteten im Schlamm der Sumpfe. Aber die Überlebenden drangen vorwärts, unauflöslich und mit ungebrochenem Mut, denn dort am Klondike und am Yukon lag das Gold. Mochte das Land die Schwachen morden, wer fragte danach? Es war nur das Land der Starken. Nur die Starken konnten mit ihm kämpfen und Sieger bleiben in diesem Kampfe.

Escher hielt sich nicht auf, um zu sehen, ob die eben Neuankommenden den Rat befolgten. Er wußte, daß das nicht geschehen würde. Noch nicht. Vielleicht in einigen Tagen. Viele taten es nach einigen Tagen. Taten es, nachdem sie Körper und Geist ermüdet und abgestumpft hatten in immerwährenden Auf- und Abwandern durch die meilenlange Straße mit ihrem fiebrigen Leben, ihrem Getreis von Grammophons, dem grellen Rhythmus bacchanaler Tanzweisen, die aus den großen Hallen herauschmetterten — und nachdem sie einen tieferen Einblick in die Dinge gewonnen hatten.

Und es waren keineswegs nur die Feigen oder Verzagten, die es taten. Viele hatten willig die übermenschlichen Strapazen auf der langen Reise über den Chilcoot-Pass ertragen und wären bereit gewesen, weitere übermenschliche Strapazen auf sich zu nehmen, um das Gold zu finden, das hier lag. Aber sie erkannten, daß sie hier gegen eine Steinmauer gerannt waren. Aller Grund und Boden, der etwas wert war, befand sich längst in festem Besitz und was sich ihnen bot, war nur harte Arbeit, die härteste Arbeit, die sich nur erdenken ließ, für kargen Lohn.

Dabei war das Land ganz in den Händen korrupter Beamten, die ihre Stellung nur durch politischen „Bull“ erhalten hatten und als nichts anderes als eine günstige Gelegenheit zu schneller Bereicherung ansahen.

Das Stimmrecht für alle öffentlichen Angelegenheiten wurde nur an Günstlinge und Helfershelfer gegeben, die es nach erhaltener Weisung ausübten. Schank- und Spielkonzessionen wurden verhandelt. Niemand konnte sein Recht erhalten, ohne den einen oder anderen Beamten zu bestechen. Man mußte eine Lizenz erwerben, um nach Gold suchen zu dürfen, einen Handel zu betreiben oder einen Baum zu fällen. Hatte man Gold gefunden und wollte einen aussichtsreichen Claim belegen, so lief man stets Gefahr, daß einem dieser durch ein offenkundiges Betrugsmäöver von den Beamten entzogen und einer Gesellschaft gegen gute Bezahlung in die Hände gespielt wurde.

Zwohl, Strapazen und Gefahren, Blizzards, Sumpfe und Stromschnellen, das alles ließ sich ertragen. Mit dem allen konnte man fertig werden. Die organisierte Korruption entmutigte aber auch manchen Starken, der ein ehrlicher Mann war, und er ging zurück, ohne den Kampf mit ihr aufzunehmen.

„Helloh, Escher!“ hörte der junge Mann sich plötzlich in deutscher Sprache angerufen. „Wohin des Wegs?“

Er blickte auf und sah einen langen, hageren, aber doch kräftig gebauten Menschen von ungefähr fünfundzwanzig Jahren vor sich.

„Helloh, Schmidt!“ grüßte er ihn.

Er hatte einen leisen, oder eigentlich gar nicht so sehr leisen, sondern im Gegenteil recht bestimmten Verdacht, daß der andere den Namen Schmidt führte, weil ihm der Gebrauch seines richtigen Namens aus irgendwelchen Gründen unbequem geworden war. Das hatte ihn auch bewogen, den Landsmann stets mit einiger Vorsicht zu genießen, doch hatte er in seinem Verhalten nie etwas wahrgenommen, was ein Misstrauen gerechtfertigt hätte. Was immer es also auch sein möchte, das dem Mann die Zweckmäßigkeit einer Namensänderung nahegelegt, er war jedenfalls kein völlig verdorbener oder unzuverlässiger Charakter.

„Wo ich hin will, das weiß ich eigentlich selbst nicht recht“, fügte er hinzu. „Ich wünschte, Sie könnten es mir sagen. Ich glaube, ich habe niemals in meinem Leben weniger gewußt, was ich mit mir anfangen soll, als gerade jetzt in diesem Augenblicke.“

„Also komme ich wie gerufen“, stellte Schmidt befriedigt fest. „Kann mir schon denken. Fühlen sich noch ein wenig blau vom Abschiednehmen. Hab' Sie ja mit Miss Malony und den andern nach der Landungsbrücke gehen sehen. Brauchen mir gar nichts zu erzählen. Kenne das aus eigener Erfahrung. Freilich, 's ist schon lange her. War noch Pennäler damals. Schöne Zeit. Später kommt's dann anders.“

Seine Augen nahmen für einen Augenblick einen weicheren Ausdruck an. Aber nur für einen Augenblick. Erinnerungen an die Vergangenheit waren ihm offenbar nicht willkommen. Sein Ton war deshalb auch gleich verändert, als er jetzt hinzusetzte:

„Well, ich denke, wir gehen nach dem Pavillon-Theater. Nichts besseres, als unter Leute zu gehen, wenn man sich blau fühlt. Die 'Räte' und die kleine May haben schon ein paarmal nach Ihnen gefragt.“

„Reden Sie keinen Unsinn, Mensch“, unterbrach ihn Escher etwas ärgerlich. „Was gehen mich die beiden Frauenzimmer an!“

„Well, jeder nach seiner Art“, meinte Schmidt philosophisch, „mir sind immer diejenigen am liebsten, die mich nichts angehen. — Aber kommen Sie. Ich habe meinen Taglohn schon verdient, und auch noch etwas darüber. Habe unten am Flusse drei Ausrüstungen gekauft. Für fünfundzwanzig Cents vom Dollar weniger als sie in Vancouver gekostet haben. Ich kann sie mit hundert Prozent Nutzen wieder verkaufen. Jetzt ist die Zeit, denen, die wieder fortgehen, ihr Zeug abzukaufen. Denn sie müssen sich sputen, wenn sie noch über die Pässe wollen, bevor sie verschneit sind. Und sie haben ja auch den ganzen Schwundel hier so satt, daß sie froh sind, wenn sie wieder fortkommen. Sie sollten bloß mal hören, wie die über den Klondike und den Yukon fluchen. Da wird sogar Büchsenmilch sauer. — Aber, halt, wo wollen Sie denn hin?“

„Will nur mal nach der Postoffice gehen, um zu sehen, ob Zeitungen oder Briefe für mich da sind.“

Escher hatte sich angeschnürt, über die Straße zu gehen, da die Postoffice sich auf der gegenüberliegenden Seite befand. Wie gewöhnlich herrschte ein großer Andrang dort. Bis auf die Straße hinaus standen die Wartenden zwei Mann tief Schlange.

„Schreiben Sie noch Artikel für den 'San Francisco Examiner'?“ fragte Schmidt.

„Bisher habe ich fast jede Woche einen geliefert“, entgegnete Escher.

„Es hat keinen Zweck, daß wir uns hier anstellen und

stundenlang warten", erklärte Schmidt, indem er eine Pfeife und Tabak aus der Tasche holte, sie langsam zu stopfen begann und dann anzündete. „Der Postmeister ist ein Gauner, wie alle Beamten hier. Fertigt die Leute absichtlich langsam ab, so daß sie die Geduld verlieren und sich lieber an Mrs. Melville wenden. Die besorgt ihnen die Briefe hinten herum und bekommt sie auch, wenn der Postmeister um drei Uhr den Wartenden den Schalter vor der Nase zugeschlossen hat. Sie berechnet einen Dollar für jeden Brief. Die Hälfte davon bekommt der Postmeister. Für manchen ist das viel Geld, aber sie sind wenigstens sicher, auf diese Weise ihre Briefe zu bekommen. Gestern habe ich es erlebt, daß ein Bördemann von mir am Schalter nach einem Briefe fragte. Hoffte wohl auf Nachricht von zu Hause. Von Frau und Kindern. Denn er siebte förmlich vor Spannung, als der Clerk nachsah. „Nichts da!“ Enttäuscht und tief aufatmend ging der Mann fort. Am Nachmittag sah ich ihn wieder. Freudestrahlend. Er hatte seinen Brief. Besorgt durch Mrs. Melville für einen Dollar. Der Clerk hätte nicht richtig nachgesehen gehabt. Verfluchte Gaunerbande!“

Zur Bekräftigung dieses Ausspruchs spuckte er in den weichen, aufgewühlten Boden der Straße. Dann fuhr er fort:

„Heute passierte dasselbe mir. Ich hole mir meine Briefe immer selbst. Die meisten sind mir den Dollar nicht wert. Der Clerk, ein ganz unverschämter Bengel, läßt die Briefe durch seine Hände gleiten. Natürlich nichts da. Ich hatte aber schon einen Brief von der kleinen Helen darunter gesehen. Sie kennen die kleine Helen? — Nicht, weil sie ist Tippmamsell bei einem Landagenten. Gehört übrigens zu den sieben törichten Jungfrauen hier in Dawson City, obwohl ich die übrigen sechs bisher noch nicht habe auftreiben können. Mit Ausnahme der May im Pavillon vielleicht. Die könnte man ebenfalls noch mit dazu rechnen, wenn man sich etwas beeilt und keine zu strengen Anforderungen stellt. Von den klugen Jungfrauen gibt's mehr hier. — Der Blondkopf, die Helen Sanders, übrigens eine Schwedin, gehört aber bestimmt zu den törichten Jungfrauen. Ist vielleicht die allertörichtste von allen, daß sie einen Kerl wie mich überhaupt der Beachtung für wert hält.“

Well, ich hatte also einen Brief von ihr unter den anderen gesehen, denn ich kenne doch ihre Handschrift, und so fuhr auch meine Hand gleich durch das Schalterfenster und dem Clerk an die Gurgel.

„Halt, mein Junge“, hauchte ich ihn an, „willst du mir vorlügen, daß kein Brief für Max Schmidt da ist, wo ich ihn doch selbst sehe!“

Der Kerl war blau geworden im Gesicht, denn ich mochte etwas fest zugepackt haben. Stotterte, daß er den Damen nicht richtig verstanden hätte. — Well, er wird sich ihn jetzt eingeprägt haben, denke ich. Also wenn Sie sich wirklich eine Stunde oder zwei hier anstellen wollen, so werde ich Ihnen Gesellschaft leisten. Der Kerl kennt mich jetzt, und so haben Sie wenigstens Aussicht, Ihre Briefe zu bekommen. Vielleicht wäre es aber richtiger, die paar Dollars zu zahlen und sich an Mrs. Melville zu wenden.“

„Nein, im Gegenteil, ich werde das selbst besorgen. Die Zeit ist für mich nicht verloren. Ich benütze sie, um Studien für meinen nächsten Artikel zu machen. Ich war früher Hilfsredakteur bei dem „San Franzisko Examiner“. Dann packte mich, wie so viele andere, das Goldfieber und ich kam hierher. Seitdem haben die guten Bürger von San Franzisko den Vorzug genommen, beinahe jede Woche einen Artikel „Von unserem Spezialkorrespondenten Herbert Escher“ zu lesen. Für meinen nächsten werde ich den Stoff von hier entnehmen. Sehen Sie sich nur die Menschen an, die hier auf Briefe warten. Haben Sie jemals ein so buntes Durcheinander gesehen? Jeder einzelne fast ein Typus, der Ver-

treter einer Gattung mit besonderer seelischer Einstellung zu den Dingen hier. Und die kann man den meisten vom Gesicht ablesen. Man braucht nichts zu erdenken. Nur das „Sehen“ muß man gelernt haben, so eben, wie ein Zeitungsmann die Dinge sehen muß. Dann drängt sich einem das Material auf.“

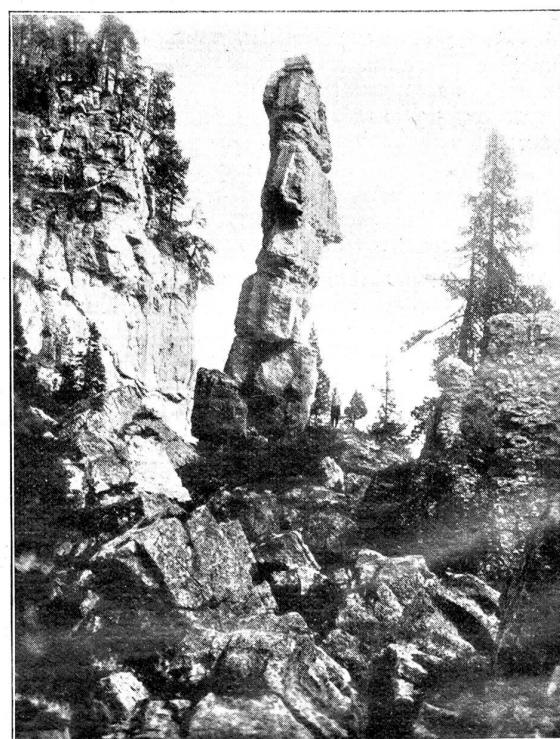
Escher fand reichlich Zeit, seine Absicht, hier Milieustudien zu machen, auszuführen, denn es währte länger als eine und eine halbe Stunde, bevor die Reihe vor ihnen am Schalter abgefertigt war. Endlich standen nur noch zwei Männer, augenscheinlich Goldgräber, vor ihnen, deren Kleidung und sonstiges Auszehr verriet, daß sie eben erst aus den Mienen gekommen waren. Hungrig nach Nachrichten von daheim, war ihr ersten Gang nach der Postoffice gewesen. Bevor sie aber noch ein Wort an den Clerk richten konnten, schlug irgendwo in dem Raum hinter der Schalterwand eine Uhr Drei, und im gleichen Augenblick rasselte das Fenster mit seiner undurchsichtigen Milchglasscheibe herunter.

Einen Augenblick sahen Escher und Schmidt einander verdutzt an — dann brachen sie beide in ein lautes Gelächter aus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Felsenturm beim Oberbergli.

Wenn der Reisende vom Thunersee zur spitzen Fluh hinaufschaut, so hat er keine Ahnung, welch gewaltige Felsabstürze, Verwerfungen und Klüfte im Gebiet des Sigriswilergrates zu finden sind. Nirgends treten die bizarren Formen so augenscheinlich zu Tage, wie zwischen Bergli und Rothorn, wo ein führer Felsenturm, der dem Unkenkübli im Lötschental und dem abgestürzten Breneli ob Isenfluh gleicht, zu Besteigungsversuchen reizt. Daß schon gewandte Kletterer



Felsturm Oberbergli ob Sigriswil.

Phot. Gassner.

oben gewesen sind, beweist ein vom Wetter arg mitgenommenes Fähnchen, das auf des Turmes Spitze lustig im Winde flattert.